Norddeutsche Allgemeine Zeitung.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" erscheint wochentäglich Abends und am Sonntag Morgen. Der Bezugspreis ist für das Deutsche Reich vierteljährlich Mark 4,—, für das Ausland mit dem entsprechenden Postaufschlag. Bestellungen werden bei allen Postanstalten angenommen. Für Berlin bestellt man bei den Zeitungsspediteuren und bei der Geschäftsstelle der Zeitung.

Berlin SW.48
Wilhelm-Straße Nr. 32.
Fernsprecher:
Redaktion: Amt Lützow 3394. • Expedition: Amt Lützow 3248.

Anzeigen nehmen die Geschäftsstelle der Zeitung und alle Anzeigengeschäfte zum Preise von 40 Pf. für die sechsgespaltene Maßzeile und von Mark 1,50 für die viergespaltene Mastreklamezeile entgegen. Zusendungen für den Anzeigenteil sind an die Geschäftsstelle, für den redaktionellen Teil an die Schriftleitung zu richten. Unbenutzte Einsendungen werden nicht aufbewahrt.

Nr. 110. [52. Jahrgang.] Sonntag den 11. Mai 1913. Zweite (Morgen-)Ausgabe. [52. Jahrgang.] Nr. 110.

Des Pfingstfestes wegen erscheint die nächste Nummer der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" am Dienstagnachmittag.

Berlin, den 10. Mai.

Pfingsten.

Das „liebliche Fest", das die Dichter besingen, ist zugleich das erhabene Fest, welches die Wahrheit der beiden vorhergehenden Feste, Weihnachten und Ostern, bestätigt. Wenn Christus, mit dem schlesischen Dichter zu reden, in dem Menschen geboren wird — wenn der Christ, nach der Lehre des Apostels Paulus, mit Christo aufersteht — im geistlichen Sinn, dann muß auch ein Pfingstfest folgen, der Tag, da der gute Geist Gottes den Menschen erfüllt und ihn wohlgefällig macht. Für jene ersten Jünger war die Erfüllung mit einem und demselben Geist das Siegel auf ihr Gebet und damit auf die Wahrheit des Befehls Jesu, daß ihre Einigkeit in Glauben, Liebe und Gehorsam den reichen Empfang des Geistes herbeiführen werde. Der Geist war die Waffe der Liebe, der Geduld und der Tapferkeit, mit der sie die Welt durch das Wort angriffen. Die erste Pfingstpredigt war ein Locken zum wahren Frieden, daher eine Kriegserklärung gegen die „Geister", welche den Frieden der Menschen stören, indem sie die Saat der Zwietracht säen, das Evangelium verleugnen und den Glauben verspotten. Wie groß war die erste Zeit des Christentums, als die Apostel trotz ihrer Verschiedenheit in der Darstellung des Lehr- und Glaubensinhalts Zeugnis von Christo gaben und ein Leben in der Liebe und in der Nachfolge Christi forderten! Es könnte jeder von ihnen das Wort des Paulus geschrieben haben: „Seid fleißig zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens. Ein Leib und ein Geist, wie ihr auch berufen seid auf einerlei Hoffnung eures Berufs. Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe, ein Gott und Vater unser aller . . ."

Daß wir das Pfingstfest nicht mehr in diesem Sinne feiern können, ist zu betrauern. Die Zerklüftung der christlichen Kirche ist die Bresche in einer festen Mauer, der Zugang für die Gegner, die Basis aller Operationen gegen das Christentum. War im Mittelalter die Wiedervereinigung der griechischen und der römischen Kirche unmöglich, wie sollte man hoffen, daß heute eine Annäherung dieser beiden Kirchen an die Bekenner des Protestantismus, des evangelischen Glaubens möglich wäre! Aber die Achtung vor dem Christentum könnte dennoch bleiben, wenn man nur sähe, daß in allen Lagern nach immer tieferer Erkenntnis der Wahrheit und nach immer besserem Ausdruck für das Erkannte, also der tiefer erkannten Wahrheit gesucht würde. Die Kirche würde hierdurch beweisen, wieviel Schätze sie dauernd aus dem reichen Bergwerk der Heiligen Schrift zu holen vermag. Formeln reichen für kurze Zeit— neue Erkenntnis schafft neuen Ausdruck. Und was man auch immer zutreffender auszudrücken vermöchte, es hat seine Wurzel in dem lebendigen Wort.

In der ganzen Landeskirche Preußens gedenkt man heute des Werkes der Bibelversorgung und -verbreitung innerhalb unseres Volkes und über seine Grenzen hinaus. Wir freuen uns, daß schon manches Volk in unseren Schutzgebieten die Bibel oder das Neue Testament in seiner Sprache eben durch deutschen Fleiß und deutsche Liebesarbeit erhalten hat. Sollten wir jungen Völkern das Evangelium bringen — während es uns selbst etwas „Altes" wird? Wie kann das möglich sein?! Man sieht wohl auf Reisen zuweilen verlassene Bergwerke, ausgeschürfte Kuxe; es mag ausgefischte Teiche, vernichtete Jagdgründe geben: — aber auf die Bibel sehen immer frische Augen, und sie werden, wenn es selige Augen im Sinne Jesu (Luk. 10, 23) sind, sehen lernen und werden neue Wahrheit entdecken und immer tiefer in das evangelische Verständnis eindringen. Das Neue Testament zumal bietet Probleme für Jahrtausende; Fragen, welche je nach dem Wechsel in der Lebensform der Menschen sich selber wandeln und die Menschen begleiten, ihnen Geistesnahrung geben und ihr Leben fruchtbar machen. Möchte die evangelische Gemeinde merken, was sie durch Unkirchlichkeit versäumt, möchte sie wahrnehmen, was für Verantwortung sie auf sich ladet, wenn sie die Urkunde der göttlichen Offenbarung hat, aber nicht benutzt oder sich innerlich aneignet.

Zum Schluß müssen wir noch auf einen sehr wichtigen Punkt hinweisen: der mangelhafte „Geist", der im Volke vielfach lebt, kann nur durch den vollkommeneren Geist überwunden werden. Anordnungen und Gebote tun's nicht, nur die Erziehung durch die überlegenen Kräfte. Und wenn wir auf den „Geist" des Widerspruchs, des Hasses, des Neides, der Gottlosigkeit sehen, der jetzt frech das Haupt erhebt und vor nichts halt macht —, so ist nichts gewisser, als daß solch ein Geist nur durch einen besseren Geist innerlich besiegt werden kann. Wenn die Volksgenossen durch Verachtung von Kirche und Bibel sich selbst dem wahren Geist entfremden, so können sie nicht hoffen, daß der „unsaubere" Geist ausfahren wird. Gesetze, Verordnungen, Eingriffe werden es nicht tun. Es bleibt immer großartig und wahr, was Luther 1522 dem Kurfürsten schrieb, wenn auch in einem anderen Streit: „Dieser Sachen kann noch soll kein Schwert raten oder helfen. Wer hier am meisten glaubt, der wird am meisten schützen." — „Glaube aber ist nicht der Wahn noch Traum, den etliche für Glauben halten." Glaube ist der Beweis des Lebens, der Wahrheit und der Liebe. Sollte der nicht noch die alte Verheißung haben?

Pf. D. Breest.

Wochen-Rundschau.

Nachdem der König von Montenegro sich entschlossen hat, der Forderung der Mächte auf Räumung Skutaris nachzugeben, ist die albanische Frage in ein stilleres Fahrwasser gelangt und allgemeine Beruhigung eingetreten. Die an Ort und Stelle geführten Verhandlungen über die Uebergabe Skutaris an ein Detachement des Blockadegeschwaders nehmen einen guten Verlauf. Die Botschafterkonferenz hat sich bis zum 20 Mai vertagt, nachdem sie am Donnerstag noch von dem durch den österreichisch-ungarischen und den italienischen Botschafter vorgelegten Statut für Albanien Kenntnis genommen hatte. Dieses Statut wird nunmehr von den Kabinetten geprüft. Es ist zu erwarten, daß sich in dieser wie in den übrigen noch zu lösenden Fragen die Einigkeit der Mächte weiter bewähren wird.

* * *

König Alfons von Spanien hat in der vergangenen Woche der Hauptstadt Frankreichs einen mehrtägigen Besuch abgestattet in Begleitung des spanischen Ministerpräsidenten Romanones. Eine Parade auf der Invalidenesplanade, Besuche der Militärschule und des Flugplatzes von Buc sowie eine Kavallerieübung in Fontainebleau brachten ihn in besonders enge Berührung mit der französischen Armee. Dieser Umstand hat wohl auch den Pariser „Excelsior" zur Untersuchung der Frage veranlaßt, ob Spanien gegebenenfalls den Franzosen einen nennenswerten militärischen Beistand leisten könne; das Blatt gelangt zu dem Schluß, daß Spanien zwar in der Lage wäre, Frankreich 150 000 bis 200 000 Mann zu stellen, aber diese Truppen würden erst so spät auf irgendeinem Kriegsschauplatz erscheinen können, daß die Hilfeleistung sehr von ihrer Wirksamkeit einbüßen müßte. Neben der militärischen Unterhaltung bot die französische Regierung dem König ein Galadiner im Elysée und ein Diner im Ministerium des Aeußern. Auf dem ersteren wechselten der Monarch und Präsident Poincaré Trinksprüche, in denen mit großer Herzlichkeit namentlich auch des Marokkoabkommens gedacht wurde. Das französische Staatsoberhaupt führte dazu aus, daß die beiden großen benachbarten Völker die enge Solidarität ihrer Interessen und die ständigen Ursachen ihrer überlieferten Freundschaft nicht erst seit gestern begriffen hätten. Aber indem sie von jetzt an mit gegenseitigem Vertrauen an einem Werke der Zivilisation und des Friedens zusammenarbeiten werden, würden sie klarer als je in ihrer Nachbarschaft eine Lektion der Natur und in ihrer Verwandtschaft das Gesetz ihrer Bestimmung erblicken. König Alfons betonte, daß Frankreich und Spanien, bisher Nachbarn in Europa, es von jetzt an auch in Afrika sein und sich freuen werden, in den von ihnen gesiegelten Verträgen die Bahn erweitert zu haben, die es ihnen gestatten werde, jeden Tag mehr die zahlreichen sie einigenden Bande zu befestigen und ihre Mitarbeit immer enger zu gestalten an dem Werke des Friedens und des Fortschritts. Ueber die Auslegung im französischen Ministerium des Aeußern schreibt der „Matin", daß der Minister des Aeußern erklärt habe, die französische und die spanische Regierung hätten die vollständige Gleichheit ihrer Anschauungen betreffs der Gemeinsamkeit ihrer Interessen festgestellt. Sie befänden sich in Uebereinstimmung sowohl betreffs ihres Zusammenwirkens in Marokko wie betreffs der allgemeinen Richtung ihrer Politik, die kein anderes Ziel habe, als zum Gesamtfrieden beizutragen.

* * *

Der Heeresausschuß der französischen Kammer hat die Prüfung der Gesetzesvorlage betreffend die dreijährige Dienstzeit jetzt beendet und den Entwurf im ganzen mit 17 gegen 4 Stimmen angenommen. Der letzte Artikel führt im einzelnen aus, daß das Gesetz unverzüglich in Kraft treten und mit dem Augenblick der Veröffentlichung auf alle unter den Fahnen befindlichen Leute Anwendung finden wird. Am Freitag begann auch sofort der Ausschuß der linken Parteien die Prüfung der Vorlage und verschiedener Gegenvorschläge. Der Ausschuß ist entschlossen, für die zur Verstärkung der Deckungstruppen notwendigen Maßnahmen zu stimmen, wird aber untersuchen, ob es nicht möglich sein wird, dieses Resultat zu erzielen, ohne bis zur dreijährigen Dienstzeit zu gehen, gegen welche er sich hiermit also noch nicht ausspricht. Die französische Kammer selbst hat am Dienstag ihre Beratungen wieder aufgenommen. Reden von Ministerpräsidenten bilden in Frankreich den überlieferten Auftakt zu Parlamentseröffnungen. Auch Herr Barthou hat diesem System bereitwilligen Tribut gezollt und in einigen Ansprachen die Oeffentlichkeit auf die Erledigung der Militärvorlage als dringendste Aufgabe der Kammerverhandlungen hingewiesen. Als Vorteile der dreijährigen Dienstzeit bezeichnete er die Erhöhung der Effektivbestände, die Verbesserung der Ausbildung, die Vergrößerung der Offensivkraft und die Verstärkung der gut ausgebildeten, stets bereiten Deckungstruppen. Auch auf den Entschluß der Regierung, den am 1. Oktober freiwerdenden Jahrgang unter den Fahnen zu behalten, wies er hin und rechtfertigte ihn mit dem Artikel 33 des Gesetzes von 1905. Die außerordentlichen Umstände, von denen dieser Artikel spreche, seien heute in den Augen der Regierung um so zwingender, als sie einen dauernden Charakter angenommen hätten. Gegen diese Auffassung richtet sich nun zunächst der Kampf der Gegner der Vorlage. Sie heben hervor, daß das Gesetz von 1905 dem Ministerium lediglich erlaube, die Altersklasse provisorisch und wegen der im Augenblick ihrer Entlassung festgestellten außergewöhnlichen Umstände zurückzubehalten. Es gestatte ihm aber nicht, sechs Monate vorher ein drittes Dienstjahr anzuordnen unter Berufung auf die durch die neuen deutschen Rüstungen verursachten dauernden Notwendigkeiten. Diese Frage könne nur durch ein Gesetz geregelt werden. Wie verlautet, wird die Kammer die Frage der dreijährigen Dienstzeit zunächst in der Form einer Auseinandersetzung über die Zurückbehaltung der am 1. Oktober freiwerdenden Jahresklasse behandeln, also ohne direkte Erörterung der neuen Militärvorlage. Man glaubt, daß dem Ministerpräsidenten hierdurch Gelegenheit geboten werde, sich über die Frage eingehend zu äußern, um von der Kammer bereits vor der Verhandlung über die Vorlage ein unzweideutiges Votum zu erlangen. Die Beratung des Gesetzes über die dreijährige Dienstzeit selbst dürfte kaum vor dem 20. d. M. beginnen.

* * *

Das amerikanische Repräsentantenhaus hat die Tarifvorlage mit 281 gegen 139 Stimmen angenommen. Sie wurde darauf sofort im Senate eingebracht, wo die republikanischen Senatoren mit einer Obstruktionstaktik begannen. Den Zweck der Vorlage hat Präsident Wilson seinerzeit in seiner Botschaft an den Kongreß dahin gekennzeichnet, daß alles abgeschafft werden müsse, was nach Privilegien oder künstlicher Begünstigung aussehe, und den Geschäftsleuten wie Produzenten als Ansporn die ständige Notwendigkeit aufzuerlegen sei, leistungsfähig, wirtschaftlich und unternehmend, Meister im Wettbewerb und tüchtigere Arbeiter und Kaufleute als irgendwer in der Welt zu sein. Das ist gewiß kein kleines Programm, und man kann auf seine Verwirklichung auf Grund der Bestimmungen der neuen Vorlage gespannt sein. Diese gelten zum Teil als äußerst drastisch, besonders auch die Ausführungsbestimmungen. Das Unterhaus des Kongresses hat nun 27 Abänderungen an der Vorlage vorgenommen, die Ausführungsbestimmungen aber unverändert gelassen. Durch sie wird unter anderm das gegenwärtige System der Klassifizierung und Abschätzung zur Verhütung des Zollbetruges verschärft. Für Zollbetrug sind schwere Strafen vorgesehen; die Zollabschätzer erhalten größere Befugnisse für die Vernehmung von Zeugen und für die Prüfung von Zolldokumenten. Eine Bestimmung ermächtigt das Schatzamt, Waren von der Einfuhr auszuschließen, falls der ausländische Fabrikant beim Verfrachten dem im Auslande weilenden Spezialagenten des Schatzamtes den Einblick in seine Geschäftsbücher und in andere Dokumente, welche sich auf Klassifizierung und den Wert solcher Waren beziehen, verweigert. Wie jetzt aus Washington gemeldet wird, wird die Tragweite dieser Bestimmungen von den Importeuren in vollem Umfange erkannt und verursacht große Besorgnis.

* * *

Das englische Unterhaus hat die Frauenstimmrechtsvorlage in der zweiten Lesung wieder abgelehnt, und zwar mit 266 gegen 219 Stimmen. Dieser Ausgang hat wohl niemanden überrascht, da, ganz abgesehen von prinzipieller Stellungnahme, das Schreckensregiment der streitbaren Stimmrechtlerinnen eine solche Antwort geradezu herausgefordert hatte. Ueber die prinzipielle Stellungnahme der Regierung und der Parteien in dieser Frage läßt sich ein einigermaßen genaues Bild kaum entwerfen, da innerhalb des Kabinetts wie der einzelnen Fraktionen in ihr keinerlei Geschlossenheit herrscht. Die Gegner und die Freunde des Frauenwahlrechts stehen sich vielmehr unabhängig von sonstiger politischer Zusammengehörigkeit in fast gleicher Stärke gegenüber, sodaß also, rein zahlenmäßig betrachtet, die Annahme ebensogut wie die Ablehnung möglich gewesen wäre. Ja, als der Gesetzentwurf über das Frauenwahlrecht vor einigen Monaten in der ersten Lesung im Unterhause mit 222 gegen 208 Stimmen verworfen worden war, hatte das sogar vielfach Aufsehen hervorgerufen, da man wenigstens in der Zweiten Kammer ein Ueberwiegen der Freunde vorausgesetzt hatte. Inzwischen hat sich die Lage aber wesentlich geändert; denn die weiblichen Vertreterinnen der Forderung nach dem Frauenwahlrecht haben durch ihr ja zur Genüge gekennzeichnetes Vorgehen die Stimmung zum ausschlaggebenden Faktor gemacht. Und diese Stimmung ist in bemerkenswerter Weise erbittert. Besonders deutlich wird das, wenn man berücksichtigt, daß siebenmal vorher die zweite Lesung, die allerdings in diesem Falle außer dem Grundsatz nicht viel bedeutet, genehmigt worden war, während diesmal sogar eine nicht unerhebliche Vermehrung der ablehnenden Stimmen gegen die erste Lesung erfolgt ist. Man kann wohl auch annehmen, daß sie noch weit größer gewesen wäre, wenn nicht viele Abgeordnete aus dem oder jenem taktischen Grunde ihr zustimmendes Votum aufrechterhalten hätten in der Ueberzeugung, daß dieses an dem Ausgange der Abstimmung doch nichts ändern werde. Im Grunde genommen handelte es sich ja auch um eine Art platonischer Kundgebung; denn es ist so gut wie ausgeschlossen, daß die Regierung dem Unterhause kurz vor Sessionsschluß eine Vorlage zur endgültigen Erledigung zugehen ließ, die im Falle der Annahme die Wählerzahl um etwa 6 Millionen weiblicher Stimmen vermehren würde. Auf den Charakter der Kundgebung waren denn auch die Auslassungen der Regierungsvertreter gestimmt, von denen Asquith gegen und Grey für das Frauenwahlrecht sprach. Asquith, der bereits mehrmals von den Frauenrechtlerinnen attackiert worden ist, ist begreiflicherweise kein Gönner des Frauenstimmrechts mehr. Er hat es bereits wiederholt öffentlich ausgesprochen, daß er es als ein schweres Unglück für die Nation ansehen würde, wenn die Frauen das Wahlrecht erhalten sollten. Diesmal beschränkte er sich darauf, zu bestreiten, daß die Ausdehnung des Wahlrechts im Interesse der Frauen oder der Allgemeinheit liege, oder daß sie den Erfolg haben werde, das politische, gesellschaftliche und häusliche Leben zu bereichern und zu stärken. Staatssekretär Grey betonte, die Meinungsverschiedenheit zwischen dem Premierminister und ihm in der Wahlrechtsvorlage bestehe seit 25 Jahren, und es sei nicht zu befürchten, daß die Neubekundung dieser Meinungsverschiedenheit irgendwelchen Einfluß auf ihr politisches Zusammenwirken oder auf ihre persönliche Freundschaft haben werde. Er halte aber daran fest, daß die ganze Richtung des modernen Lebens und der modernen Erziehung dahin gehe, den Frauen das Stimmrecht zu geben. Von großer Streitbarkeit oder Einsetzung für die Auffassung ist da sicherlich auf keiner Seite viel zu merken. Dazu fehlt eben die Lust, nachdem die Frauen die Befürchtungen ihrer politischen Gegner noch übertroffen und die Erwartungen ihrer Freunde auf eine so unwürdige Weise enttäuscht haben.

Hof- und Personalnachrichten.

* Seine Majestät der Kaiser hat den Polizeipräsidenten von Wiesbaden, von Schenck, beauftragt, an der morgen stattfindenden Beerdigung des am Donnerstag von einem Kaiserlichen Automobil überfahrenen Knaben teilzunehmen und in Seinem Namen einen Kranz niederzulegen.

** Der Staatssekretär von Jagow wird voraussichtlich in der Woche nach dem Feste den alsbald nach seinem Amtsantritt in Aus-

Einsamkeit.

Skizze von Maurice Level.

Aut. Uebersetzung von Gutti Alsen-Königsberg.

Sie hieß Felicitas. Und war ein armes, alterndes Mädchen ohne jede Schönheit.

Am Abend, wenn alle Läden und Arbeitsstuben sich leerten, ging sie auf die Straße hinunter und schritt hier mit der Miene einer einwandsfreien Hausfrau einher. Bisweilen verlangsamte sie ihren Schritt unmerklich. Dann nahm sie wieder ihre frühere Gangart an. Für die Kinder, die spielend nach ihr griffen, hatte sie mütterliche Gebärden und für ihre Mütter ein gerührtes Lächeln. Sie liebte weder Geschwätz noch Geräusch und mischte sich nur unter größere Menschenmengen, um weniger auffällig zu wirken. Die Nachbarn begrüßten sie im Vorbeigehen. Und da sie für sich allein lebte, aller großen Freuden und allen großen Kummers bar, so bewahrte sie selbst bei ihrem traurigen Gewerbe eine solche Sanftmut und eine so natürliche Demut, daß niemand sie mißachtete. Vielleicht hatte sie vor langer Zeit, wie so viele andere, den brennenden Wunsch nach Luxus und die Hoffnung auf ein fröhliches Leben gehabt. Aber das alles lag jetzt so weit hinter ihr, daß sie sich ergeben damit begnügte, ihr Leben fristen zu können.

Als sie an einem Abend — nachdem es den ganzen Tag hindurch geregnet hatte und die Nacht nun über die nassen Straßen hereinbrach — nach Hause zurückkehren wollte, wurde sie von einem Manne, einem Herrn fast, angesprochen:

„Guten Tag, Felicitas."

„Guten Tag, mein Herr."

„Erkennen Sie mich denn nicht wieder?"

Aus Höflichkeit murmelte sie: „Doch", und da er dann hinzufügte: „Es regnet sehr stark, kommen Sie unter meinen Schirm und geben Sie mir den Arm", so faßte sie ihn unter. Die Straße lag vereinsamt da, sie schritten ganz allein dahin, und ein dumpfes Bedauern darüber, daß niemand sie so gehen sah, stieg in ihr auf. Er sprach sehr freundlich mit ihr. An einer Gaslaterne schlug sie die Augen zu ihrem Gefährten empor und betrachtete ihn. Er mochte etwa fünfundvierzig Jahre alt sein. Obgleich er nicht schön war, berührte sein gutes, ein wenig trauriges Gesicht sehr angenehm, und es kam ihr vor, als ob sie ihn in der Tat schon kannte. Sie waren an ihrer Türe angelangt, und sie blieb nun stehen:

„Hier wohne ich . . ."

„Er antwortete: „Es ist spät, und ich speise heute bei Freunden. Wenn Sie nicht sehr eilig wären, würde ich Sie darum bitten, noch ein wenig mit mir zu plaudern."

Das verwirrte und entzückte sie. Er sprach so höflich und so liebenswürdig mit ihr, wie man zu achtbaren Frauen zu sprechen pflegt, und sie beeilte sich, ihm zu versichern: „Durchaus nicht, ich bin gar nicht eilig, ich bin Herr meiner Zeit."

Sie machten sich wieder auf den Weg. Er erzählte ihr ein wenig von seinem Leben — o! nichts Besonderes — von seinen Beschäftigungen, seinen Bureaustunden, von dem kleinen Restaurant, in dem er zu Abend aß, und sie lauschte ihm! . . . Wie lange war es her, daß man so zu ihr gesprochen hatte? . . . Sie erzählte nichts von sich, eine furchtbare Scham war über sie gekommen. An einer Straßenecke verlangsamte er den Schritt.

„Hier wohnen meine Freunde. Ich freue mich, den Weg mit Ihnen zusammen gemacht zu haben. Wir haben heute Dienstag, nicht wahr? Was haben Sie am Sonnabend vor?"

„Nichts."

„Wenn es Ihnen nicht lästig ist, so werde ich Sie gegen fünf Uhr besuchen. Auf Wiedersehen, Felicitas."

„Auf Wiedersehen."

Während sie nach Hause zurückkehrte und an jedem Tage, der nun folgte, dachte Felicitas immer wieder: „Wie anständig dieser Herr ist", und am Sonnabend ging sie, ihrer Gewohnheit entgegen, gar nicht aus. Während sie auf ihn wartete, kostete sie den Reiz, ruhig in ihrem gut durchwärmten Zimmer zu sitzen, voll und geruhsam aus. Gegen fünf Uhr erschien er. Er hatte Kuchen mitgebracht, und der Tisch, an dem sie ihren Tee einnahmen, hatte ein Aussehen von Wohlanständigkeit und Bürgerlichkeit angenommen. Er verließ sie um sieben Uhr. Die Zeit war allzu rasch verflossen. Am folgenden Sonnabend kam er wieder und so alle Sonnabende, die nun folgten. Es war jetzt ein festes Abkommen zwischen ihnen. Einmal wöchentlich, am selben Tage, zur selben Stunde kam Herr Cacheux — sie nannte ihn selbst in ihren Gedanken „Herr" — mit seinem Kuchen. Man plauderte. Sie erzählte allerhand Geschichten, die sie früher gehört hatte, doch nur andeutungsweise, um überhaupt etwas zu sagen. Er sprach ihr von allen Neuigkeiten aus seinem Bureau. Sie interessierte sich für seine Geschäfte, er nannte ihr die Namen seiner Kollegen und besprach die Hoffnungen seiner Gehaltserhöhung mit ihr. Zuweilen las er ihr auch aus Zeitungen vor, und wenn sie ihn alle Vorkommnisse so deutlich erklären hörte, wunderte sie sich darüber, ihn in jeder Hinsicht so wohl unterrichtet zu finden.

Unmerklich wurden diese ruhigen Sonnabendnachmittagsstunden ihr zur Gewohnheit. Sie wartete darauf die ganze Woche hindurch und freute sich, wie man sich als Kind auf Feierstunden freut. Sie umgab ihn mit den liebevollsten Aufmerksamkeiten. Da er eines Abends mit durchnäßten Füßen angekommen war, stickte sie ihm Pantoffel. Und nun fand er die jedesmal, sobald er erschien, durchwärmt am Kaminfeuer vor. Der Frühling kam und dann der Sommer. Zwei- oder dreimal waren sie an schönen Abenden nach ländlich gelegenen Wirtschaften gegangen, die ein wenig entfernt von ihrem Viertel lagen, damit man sie nicht erkenne.

Zuweilen fragte sie sich: „Liebe ich ihn?"

Doch wenn sie sein gutes, ein wenig trauriges Gesicht betrachtete, sagte sie sich, daß sie ihn nicht liebe. Sie empfand nur ein großes Vergnügen, ihn erwarten zu können, ein großes Wohlbehagen, wenn er bei ihr war und einen gewissen ruhigen Stolz, seine Vertraute zu sein. In ihrem Leben, das so lange Jahre hindurch weder Zweck noch Ziel gehabt, in ihrem Leben, in dem ein gleichförmiger Tag dem anderen folgte, wurden diese beiden Stunden am Sonnabend ein fester Stützpunkt, und wenn sie im Laufe der Woche irgendeinen Aerger hatte, so tröstete sie sich in dem Gedanken, daß es jemand gab, mit dem sie darüber sprechen konnte.

So flossen zwei Jahre dahin, die beiden friedvollsten Jahre ihres Lebens. Wenn er kam, so sagte er immer noch: „Guten Tag, Felicitas." Und immer noch verließ er sie mit dem nämlichen: „Auf Wiedersehen nächsten Sonnabend." Niemals hatten sie irgendeinen Streit. Sie billigte stets alles, was er ihr erzählte. Es war wie eine kleine Glücksrente auf Lebenszeit. Niemals hatte sie daran gedacht, daß dies einmal enden könnte.

Eines Abends kam er früher, als sonst. Das war etwas so Außergewöhnliches, daß sie erschrak. Schon auf der Schwelle sagte er ihr: „Guten Tag, Felicitas."

Und es kam ihr vor, als ob er diese einfachen Worte in einem ganz seltsamen Tone, mit einer ganz veränderten Stimme spräche.

Er legte seine Kuchen auf den Tisch und blieb stehen. Sie schob ihm einen Stuhl hin: „Setzt Du Dich nicht?"

Er setzte sich und streckte seine Füße nach dem Kaminfeuer aus. Da reichte sie ihm seine Pantoffeln. Doch er wies sie sanft zurück und sagte: „Nein, Felicitas, ich bin heute ein wenig eilig und außerdem habe ich mit Dir zu sprechen . . . Felicitas, ich werde Dich niemals mehr besuchen können. Ich will mich verheiraten. Ich habe ja nicht mehr das rechte Alter dazu, das weiß ich sehr gut, aber gerade in meinem Alter braucht man ein eigenes Heim, braucht man jemand, der um einen ist."

Sie schwieg gesenkten Hauptes.

„Ich habe das niemals so sehr empfunden, als in den verflossenen zwei Jahren. Im Umgange mit Dir ist es mir zum Bewußtsein gekommen. Ich freute mich darauf, Dich am Sonnabend zu treffen, über alles mit Dir zu plaudern und meine Pantoffeln am traulichen Kaminfeuer vorzufinden. In unserem Alter, nicht wahr, meine gute Felicitas, ist man nicht mehr verliebt. Aber man sehnt sich danach, ein wenig verwöhnt, ein wenig verhätschelt zu werden . . . . Ist's nicht so?"

Felicitas nickte beistimmend mit dem Kopfe. Diese Zustimmung galt ebenso ihr selbst, wie ihm. Er hatte ihr soeben das erklärt, was sie selbst unklar empfunden. Diese zwei Stunden der Woche waren zwei Jahre hindurch für ihn das Abbild, für sie die Illusion des häuslichen Friedens gewesen. Er sprach immer noch. Doch sie hörte kaum auf ihn. Er schwieg schließlich, nahm einen Hundertfrankschein aus seiner Brieftasche und gab ihn ihr:

„Kauf Dir ein hübsches Kleid dafür."

Wie lieb auch dies wieder von ihm war! Er hätte plötzlich fortbleiben und ihr nichts geben können. Bis zum Schlusse war er gütig und voller Rücksichten für sie. Er küßte sie auf beide Wangen:

„So leb' denn wohl, Felicitas. Ich kann nicht länger bleiben, laß' es Dir immer gut gehen."

Und er ging. Felicitas blieb allein zurück. Die Uhr schlug einmal. Es war erst halb sechs. Sie dachte: „Ich werde ein wenig ausgehen." Doch sie fühlte sich sehr matt. Es regnete draußen und die Leute beeilten sich und strebten ihren Zielen zu. Im Kamin verglomm das Feuer. Sie setzte sich und drehte den Geldschein in ihren Händen hin und her. Mechanisch blickte sie um sich, und ihre Augen irrten von den gestickten Pantoffeln